

Ave Maria

Autor(en): **Stickelberger, Emanuel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 5

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634622>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sichter ging das wunderlichste Staunen. „Dat is aber e schöns Kleid“, stotterte der ältere und zeigte auf die Braut. Und der kleinere faßte sich ein Herz, ging auf die Dame zu und begann mit den runden, weichen, aber nicht eben laubern Händchen an dem seidenen Gewand zu hämpfeln. Sie konnte ihr Kleid nicht besser schützen, als indem sie die weichen runden Fingerchen in ihre Hände schloß.

Endlich trat der Beamte in die Stube. Er war hoch und breitschulterig, reichte mit dem Kopf bis an die Decke. Sein Leib erschien mächtig, sein Schatten drückte auf das Licht im Zimmer. Aber ein voller weicher, in den Farben zwischen Braun und Dunkel glänzender Bart gab ihm mehr als bloß Würde und Kraft, fast etwas wie eine Glorie der Männlichkeit.

Er begrüßte die Brautleute unbefangen, doch in bauerlicher ehrlicher Art. Der Braut schmerzte die beringte Hand unter dem festen Händedruck.

Dann öffnete er den Schrank. Das große Protokoll mit den Eheeinträgen schlug er über dem schweren Rußbaumtische auf. Die Schrift des Beamten war fest und kräftig, auch leicht zu lesen. Aber die Unterschriften der Eheschließenden standen wie unruhige Ameisenzüge, kreuz und quer, geduckt, einem Schicksal ergeben, oder hoch hinausfahrend darunter. Eine Weile, während der Beamte ein Formular suchte, starrten Braut und Bräutigam auf dieses Buch. Und sie erkannten in ihm ein Gesetz, eine höhere Erfüllung ihres Lebens. Ueber ihre Tage hinaus, für alle Generationen blieb es das Nachschlagewerk nach Vater und Großvater, auch wenn sie längst zu Staub geworden sind.

Gustav drückte Sylvia die Hand. Noch nie war ein so ernstes und tiefes Empfinden der Liebe in ihm gewesen.

Der Beamte sprach vor dem aufgeschlagenen Buch in feierlichem Tone:

„Durch die Ehe, welche Ihr einzugehen Willens seid, verbindet Ihr Euch zu ehelicher Gemeinschaft und Treue. Ihr verpflichtet Euch vor dem Gesetze des Volkes, als Gatte und Gattin, das Wohl der Gemeinschaft zu wahren und für die Kinder zu sorgen. Ihr schuldet einander Treue und Beistand. Es ist ein heiliges Band, das Euch umschließt und das oberste Gesetz des Landes gibt ihm die Anerkennung und Weihe. Aber am tiefsten sei es in Euch verknüpft. In der Liebe und Geduld und der Neigung von Mann und Weib, womit der Schöpfer die Fortpflanzung und Vermehrung der Menschen gesichert hat.“

„Und nun frage ich Euch, Herzog Gustav: Wollt Ihr die Ehe mit Fräulein Sylvia von Rott eingehen?“

„Ja“, sprach er ernst und fest.

Die gleiche Frage richtete der Beamte an die Braut und begleitet von einem freien starken Blick, um den kein Schleier verlogener Züchtigkeit gehüllt war.

„Ja“, sagte sie. Und gewahrte, wie nie früher, die heiße glückliche Erwartung des neuen Lebens.

„Ich erkläre Euch kraft des Gesetzes als zu Mann und Frau verbunden.“

Und als der Beamte das sagte, fühlten die jungen Eheleute sich in einer eigenen Würde in einem neuen Rechte groß. Gusti empfand nicht anders als seine Frau. Und er wußte auch: Diese Verkündigung kam aus dem starken Untergrund des erlebten Eheglückes des Beamten.

Dann setzte er sich zu dem jungen Ehepaar. Als sie gleich aufbrechen wollten, bat er sie noch eine Weile zu plaudern. Das sehe auch gar nach der Form aus. „Herz... Freundschaft muß auch dabei sein.“

Nun, sie wären das siebenzehnte Ehepaar, das er in neun Jahren verbunden habe. „Viel für die kleine Gemeinde im Berg, wo viele junge Männer weiter ziehen. Zu Glück und Unglück sind diese Ehen ausgegangen. Mehrteils zu Glück. Und ich denke immer: Wenn sie's finden wie ich...“ Da lächelte er über das schöne starke Gesicht, es ward der jungen Frau dabei warm in der Seele.

„Siebenundsechzig Kinder sind aus diesen Ehen schon eingetragen. Wenn ich das Buch aufschlage, kommt's mir wie Fragen entgegen. Und doch ist's Freud', große Freud! Schon ein Volk. Was wird das einmal werfen in der Gemeinde und darüber hinaus? Leid und Freud wird es erleben und viel vom Schönsten im Menschen, der Liebe zueinander.“

Da kam auch das Weib des Beamten aus dem Garten. Sie trug braune Erde an den Schuhen, der grobe Rock war kurz geschürzt. Sie hatte dem Mädchen das Büblein abgenommen und trug es auf den Armen, eines zerrte rechts und eines auf der linken Seite an ihrem Kleid, ein Mädchen trippelte mit verschüchterter Neugier hinter ihr her. Eine schöne Mutterfreude war auf ihrem Angesicht.

Aufrecht und stark gingen die jungen Eheleute vom Hause fort. Die Pfüge lauerte noch in der Gasse, aber lachend setzten sie sich über sie hinweg.

Und der blütenvolle rote Kissenstock leuchtete noch einmal auf, als sie im Auto vorüberfuhren, eng aneinander geschmiegt, und zu Treue und Gemeinschaft verbunden für alle Tage.

Ave Maria.

Von Emanuel Stidelberger.

Das Orchester beendet ein Stück von Suppe

Im elektrisch erstrahlenden Großstadtkafé.

Cigarettenqualm, blauer, hängt an der Decke.

Ich lehne fremd in einer Ecke

Und blide in eitle, blasierte Gesichter.

Da nistet ein sattes, befrachtetes Gelichter,

Und handelt und händelt, und lacht und schwacht,

Und schnödet und ödet, und trinkt und schmakt.

Wie oft war ich selig in Einsamkeit:

Hier fühle ich nichts als Verlassenheit.

Nun ist die Pause der Musiker um;

Von neuem geigt's auf dem Podium.

Doch horch: das ist keine Wirtshausweise!

Das Cello beginnt so süß und leise,

Es singt, verzückt und glaubensfroh

Das Ave Maria von Gounod.

Das fleht und lobpreist und durchzittert die Lust,

Die weltlich sünd'ge, gleich Weihrauchduft,

Das klingt wie ein Vorschmack der Ewigkeit!

Und das Publikum? Es lärmt, es schreit,

Es tuschelt und mauschelt von Spekulationen,

Es schimpft auf Steuern und Emissionen,

Es spreizt sich düntelhaft selbstgefällig

Und ist auf seine Art gesellig.

Derweil betet das Cello sein Ave Marie

In brünstig hinreißender Melodie;

Sie wirbt, sie drängt, die Herzen zu regen,

Die Sinne vom Alltag fortzubewegen.

Umsonst! Ich sehe kein Auge leuchten,

Keine Wimper in seliger Nührung sich feuchten!

Sie schieben in Zuder, sie schwachen von Pferden,

Vom Zukunftsstaat, wie's da anders soll werden,

Sie hocken in Nischen und raunen frech

Zu geschminkten Weibern ihr geiles Blech!

Da verklingt, als wie ein schöner Traum,

Das Engelslied im unheiligen Raum.

Es steht ein Gleichnis im Bibelbuch

Von Perlen vor Säuen. Oh Großstadtluch!